

Der Shake und die Limo sind ausgetrunken, ich stecke das letzte Stück von meinem Brownie in den Mund und beginne, Servietten und Becher in der Papiertüte zu verstauen. Ich wünsche, ich könnte jetzt zu Iris fahren. Sie fehlt mir. Es ist unmöglich, in Iris' Gegenwart schlecht drauf zu sein. Ich könnte sie anrufen, entscheide mich aber gleich wieder dagegen. Ich will nicht reden und mich erklären, ich will einfach nur Gesellschaft, die mich aufheitert und ablenkt.

Daisy ist zu Hause und bewacht wieder einmal ihre beiden kleinen Schwestern – wahrscheinlich würde sie sich über meinen Besuch freuen. Die Kleinen sind süß, aber auch anstrengend, und es mag selbstsüchtig sein, aber ich habe gerade gar keine Energie für tausend *Warum*-Fragen und Vorlese-Marathons ...

Und so sehr ich Ollie mag, gerade jetzt will ich nicht mit ihr zusammen sein. Außerdem hat sie etwas von einem Vater-Tochter-Date erwähnt, ich glaube, die beiden sind in die Stadt gefahren zum Shoppen und Abend essen.

„Ollies Mutter hat heute Geburtstag“, sagt Daniel in diesem Moment.

„Oh.“ Ollies Mutter ist vor einigen Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. „Ist sie deshalb mit ihrem Vater ...?“

Er nickt. „Das machen sie jedes Jahr. Sie gehen gemeinsam aus und erzählen einander Geschichten über sie. Woraan sie sich am liebsten erinnern.“

„Das klingt traurig“, sage ich. Ich habe jede Menge Streit mit meiner Mutter, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Leben ohne sie aussähe. Seine Mutter so früh zu verlieren muss schrecklich sein. „Aber auch schön.“





Ich bin ohne Vater aufgewachsen, aber das ist anders, ich habe ihn nie gekannt. Es gab immer nur meine Mutter und meine Urgroßmutter. Und natürlich Daniels Familie, deren Haus mein zweites Zuhause war.

Daniel nickt. „Sie hat gesagt, solange sie sich an sie erinnern, ist sie nicht tot.“

Es ist wirklich nahezu unmöglich, Ollie nicht gernzuhaben. Sie ist lieb, hübsch, lustig und hilfsbereit. Vor ein paar Wochen hat sie, ohne auch nur eine Sekunde zu überlegen, ihr Pferd einen steilen Abhang hinunter in den Fluss getrieben, um Daisys kleine Schwester zu retten, die durch meine Schuld beinahe ertrunken wäre. Sie hat ihre Mutter verloren, fischt aber deswegen nie nach Anteilnahme. Dass Daniel sich in sie verliebt hat, ist wirklich ihr einziger Fehler. Wenn man das so sagen kann. Und vielleicht noch die Tatsache, dass sie keine Ahnung hat, wie ein Leben ohne das viele Geld aussieht, das ihr Vater hat.

„Ready?“, fragt Daniel und hebt sein Rad auf.

„Ready when you are“, antworte ich, und wir schwingen uns auf unsere Räder und machen uns Seite an Seite auf den Heimweg, die sinkende Sonne im Rücken. In einer halben Stunde kann ich im Stall sein. Dann schaffe ich noch eine kleine Abendrunde mit Sokrates.

Ich bemerke, dass Daniel mich von der Seite ansieht.

„Du gehst noch reiten?“, fragt er.

„Ja, wie kommst du drauf?“

Er lacht. „Dein entrückter Pferdeblick. Und das Sommer-Turnier ist doch auch bald, oder? Und da du einer der ehrgeizigsten Menschen bist, die ich kenne –“

„Bin ich gar nicht!“, begehre ich auf. Ich meine, es ist bloß ein Fun-Turnier! Aber jeder gewinnt doch lieber, als





zu verlieren, oder? Und zugegeben, letztes Jahr bin ich knapp Zweite geworden und habe mich ein kleines bisschen geärgert ...

„Bist du wohl! Und außerdem ist das doch nichts Schlechtes!“

„Ehrgeizig klingt nach Streber.“

„Ehrgeizig ist jemand, der weiß, was er will und dafür arbeitet.“ Daniel grinst mich an. „Übrigens bist du auch einer der empfindlichsten Menschen, die ich kenne.“

„Jetzt bin ich also ein Streber *und* eine Mimose!“ Ich schubse ihn, sodass er auf seinem Rad kurz aus dem Gleichgewicht gerät. Aber er fängt sich gleich wieder und lacht. „Und einer der kampflustigsten Menschen, die ich kenne.“

„Das klingt nach einer überaus sympathischen Personenbeschreibung“, bemerke ich trocken. „Sonst noch was?“

„Ja!“ Daniel lacht wieder. „Außerdem hast du mir mal gesagt, du reitest am liebsten bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang.“

Bei Sonnenuntergang zu reiten ist tatsächlich wunderschön. Ich schaue kurz nach Fanny – zum Glück ist ihr Fußgelenk fast ganz abgeschwollen –, hole dann Sokrates von der Koppel und mache ihn zum Reiten fertig. Die Sonne steht nun schon ziemlich tief, und es ist höchstens noch eine Stunde hell.

Der Nachmittag mit Uma hat mich darauf gebracht, den Weg zu der winzigen Bucht zu suchen, in die sie mit Daniel und mir oft gefahren ist, als wir klein waren – sie auf dem damals schon klapprigen Damenrad, das Mom



immer noch benutzt, Daniel und ich auf unseren Kinder-
rädern. Ich weiß noch, wie wir immer gejamert haben,
weil der Pfad an manchen Stellen von Brombeerbüschen
so zugewachsen war, dass wir uns die nackten Beine zer-
kratzt haben. „Wer schön schwimmen will, muss leiden!“,
hat Uma das alte Sprichwort abgewandelt, und tatsächlich
waren die paar Kratzer jedes Mal ein sehr geringer Preis
für den Spaß, den wir in der kleinen Bucht hatten. Sie ist
wirklich winzig, noch kleiner als die Badebucht, zu der
die Mädels und ich immer reiten, um die Pferde abzuküh-
len, und noch viel schwerer zu finden. Hier kam niemals
jemand her – vom Land nicht, weil der Beginn des Pfades
im Wald völlig versteckt ist. Und selbst vom Wasser her
ist die kleine Bucht im Sommer schwer zu entdecken. Das
Buschwerk ist dicht, und die Zweige einer am Ufer wach-
senden Weide hängen so weit in den Fluss hinein, dass
man den kleinen, sichelförmigen Strand leicht übersieht.
Hier haben wir die besten Picknicks gemacht, von dem am
weitesten überhängenden Ast der Weide sind wir ins Was-
ser gesprungen. Wir haben *Schatzinsel* gespielt, *Robinson
Crusoe* und *Huckleberry Finn*, Bücher, die Uma uns schon
vorgelesen hat, als wir gerade erst in die Grundschule gin-
gen. Umso mehr haben sie uns beeindruckt, und ich glau-
be, Uma hat wesentlich dazu beigetragen, dass Daniel und
ich beide solche Leseratten geworden sind.

Hier hab ich mich an einem großen, scharfen Stein ver-
letzt – die Wunde war so tief und hat so stark geblutet,
dass Uma mich auf den Gepäckträger ihres Rades gesetzt
und zu Rena gebracht hat, einer pensionierten Kranken-
schwester. Die hat mich verarztet, und ich war sehr stolz
auf die lange Narbe, die sich von meiner Ferse auf der





Außenseite des Fußes bis nach vorn zog. Ein bisschen sieht man sie heute noch. Meine „Achillesferse“ hat Uma sie genannt, was zur Folge hatte, dass ich schon mit acht die Sagen des klassischen Altertums verschlungen habe.

Zu Pferd ist es einfacher als damals auf dem Kinderrad, denn ich habe meine Shorts gegen Jeans getauscht und Sokrates sind die Dornen der Brombeeren egal. Hier könnte ich nackt baden, ohne dass mich jemand sieht. Warum war ich bloß so lange nicht mehr hier? Irgendwann hab ich wohl angefangen, erwachsen zu werden und die Bucht mit ihren Kindheitsabenteuern vergessen. Dabei ist es perfekt, wenn man mal einfach seine Ruhe haben und ein bisschen nachdenken will.

Jetzt, wo mich nur noch ein paar Büsche von der Bucht trennen, kann ich es kaum erwarten, sie wiederzusehen. Das letzte Stück ist ein bisschen steil, ich muss absteigen, Sokrates führen und Äste wegbiegen, die zu tief über dem Pfad hängen. Zum Glück war gerade erst Vollmond, und der Himmel ist völlig klar. Ich werde also auch nach Sonnenuntergang genug Licht für den Heimweg haben. Es ist traurig, dass Uma sich an all die Dinge nicht mehr erinnern kann, die wir gemeinsam erlebt haben.

Endlich habe ich mich durch die Büsche gekämpft und mache einen Schritt hinaus in die Bucht. Der Kies knirscht unter meinen Turnschuhen, ich höre das Schwappen der kleinen Wellen, die ans Ufer schlagen, und sehe die Sonne in geradezu kitschigen Rosa- und Orangetönen versinken. Es wäre einer dieser perfekten Momente, wenn da nicht in meiner Bucht eine Art Boot läge. Und wenn nicht neben dem Boot-Ding ein Typ im Kies säße, der offenbar auch gerade selbstvergessen den Sonnenuntergang betrachtet.





2. Meine Bucht/deine Bucht

Auf den zweiten Blick ist es kein Boot, sondern eine Art Trash-Floß, zusammengestückelt aus PET-Flaschen und anderem Müll. Der „Typ“ trägt sandfarbene Bermudas und ein verwaschenes hellblaues T-Shirt, soweit ich das gegen die sinkende Sonne erkennen kann. Seine Haare sind dunkel. Er hat mich entweder immer noch nicht bemerkt, oder es macht ihm Spaß, so zu tun als ob.

Dieser Fluss hat hundert Biegungen und kleine Buchten, muss er sich ausgerechnet in meiner breitmachen? Ich hatte mich so auf einen friedlichen Abend gefreut! Von wegen nackt baden – den Gefallen tu ich ihm bestimmt nicht. Und überhaupt, wer weiß, was der hier im Schilde führt? Ich werfe meinem Pferd einen Seitenblick zu und überlege, ob es mich wohl gegen einen gewalttätigen Floßfahrer verteidigen könnte.

Sokrates verkostet gerade hingebungsvoll die kleinen hellgrünen Triebe des Busches, von dessen Zweigen wir immer noch halb verborgen werden. Ich seufze. Vermutlich eignet er sich eher weniger als Bodyguard. Vielleicht kann ich mich einfach umdrehen und unbemerkt wieder gehen? Aber selbst wenn *ich* unauffällig verschwinden könnte, die sechshundert Kilo Pferd neben mir lassen sich kaum geräuschlos wenden. Als wolle er meine





Gedanken bestätigen, macht Sokrates in diesem Moment einen Schritt, um noch besser an das Blattgrün zu kommen, und tritt dabei auf ein trockenes Stück Holz, das mit lautem „Knacks“ entzweibricht. Und nun dreht der Junge sich endlich zu mir um. Allerdings fährt er nicht zu Tode erschrocken hoch, wie ich es vermutlich an seiner Stelle tun würde. Er sieht bloß über die Schulter zurück, lässt seinen Blick über mich und Sokrates gleiten, lächelt mich an und sagt: „Hey.“

„Hey“, antworte ich. Es fällt mir einfach nichts Besseres ein.

Er wendet sich wieder dem Wasser zu. „Es ist schön hier. Verdammt cooler Platz.“

„Ich weiß“, antworte ich. „Ich komme schon hierher, seit ich ein kleines Kind bin.“

Vermutlich hat er den vorwurfsvollen Unterton herausgehört, denn er sieht sich erneut zu mir um und sagt: „Ich hoffe, es macht dir nichts aus, die Bucht vorübergehend mit mir zu teilen.“

Ich zucke mit den Schultern. Er soll ruhig wissen, dass es mir sehr wohl etwas ausmacht.

Er steht in einer fließenden, geschmeidigen Bewegung auf – wie ein Yogi oder ein Balletttänzer – und plötzlich habe *ich* ein schlechtes Gewissen, weil ich diese friedliche Szene gestört habe. Gleich darauf ärgere ich mich über mich selbst. Es ist *meine* verdammte Bucht.

Im nächsten Moment steht der Junge vor mir, legt Sokrates die Hand auf die Nüstern, sieht ihn lange an und meint: „Schönes Pferd. Passt zu dir.“

Er sagt es so nebenher, dass es sich gar nicht richtig wie ein Kompliment anhört. Oder jedenfalls mehr wie eins



für Sokrates als für mich, aber das ist sowieso der bessere Weg, sich mit mir gut zu stellen.

Da er gerade Sokrates betrachtet, kann ich *ihn* betrachten. Er ist einen Kopf größer als ich und sicher auch ein paar Jahre älter. Sehr schlank, mit dunklen, etwas längeren Haaren, einer geraden Nase und sehr langen, dunklen Wimpern. Als er jetzt, wo wir kaum einen Meter voneinander entfernt stehen, seinen Blick mir zuwendet, atme ich scharf ein. Seine Augen sind so klar und blau und sein Blick ist so direkt, dass ich ihn einen Moment lang nur fassungslos anstarren kann, als wäre ich eine hypnotisierte Maus. Ich merke, wie mir das Blut ins Gesicht schießt und Sokrates' Zaumzeug erfordert plötzlich ganz dringend meine Aufmerksamkeit. Als ich mich ihm wieder zuwende, sieht er mich immer noch an und lächelt.

„Ich bin Finn“, sagt er.

„Rosa“, gebe ich zurück.

„Rosa, die Flussprinzessin.“

„Nein, nur Rosa“, erwidere ich trotzig.

„Ist gut, Nur Rosa.“ Er lässt sich im Gegensatz zu mir nicht aus der Ruhe bringen.

Ich versuche, missbilligend den Kopf zu schütteln, kann aber nicht verhindern, dass sich ein kleines Grinsen in mein Gesicht stiehlt.

„Dein Name ist wohl Programm?“, sage ich und deute auf das Floß.

Er lacht. „Du meinst wegen Huckleberry Finn? Ja, könnte man so sagen.“

Ich bemerke zwei dunkle, längliche Pakete, die auf der Erde liegen. Eines sieht aus wie ein zusammengerollter Schlafsack, das andere könnte ein Zelt sein.



„Bleibst du länger hier?“, frage ich so neutral wie möglich und nicke mit dem Kopf in Richtung seines Equipments.

„Nur bis ich das Floß repariert habe“, antwortet er. „Ich habe unterschiedliche Holzteile vom Müllplatz verwendet statt Bretter, weil es nur aus Recyclingmaterial bestehen sollte. Dadurch ist es nicht so perfekt im Gleichgewicht, und das Navigieren wird schwieriger.“

„Heißt das, du hast das Ding selbst gebaut?“

Beinahe ehrfürchtig nähere ich mich dem Floß und betrachte es genauer. Eigentlich ist es ein Mittelding aus Floß und Boot, und die dem Wasser zugewandte Seite besteht komplett aus senkrechten PET-Flaschen, die auf eine Holzkonstruktion montiert sind. Ich erkenne Stuhlbeine, eine größere und eine kleinere Palette. Das Ding hat die Form eines Bootes, ist aber völlig flach, bis auf eine Art Podest – die Sitzfläche eines alten Stuhls mit abgesägten Beinen – das als Ruderbank dient. Das Floß hat einen halbhohen Rand aus kleineren PET-Flaschen, so können Finns Sachen nicht ins Wasser rutschen. Jetzt erst sehe ich das Loch im Boden des Floßes, genau vor der Ruderbank. Einige der Plastikflaschen sehen richtig zerfetzt aus.

„Haiattacke?“, frage ich.

Er grinst. „Ein hochliegender Felsen, den ich zu spät gesehen habe. Mit einem normalen Boot hätte ich noch Zeit gehabt, auszuweichen, aber mit diesem ist das Navigieren wie gesagt schwierig. Ich muss also nicht nur das Loch flicken, sondern mir auch die Statik noch mal genau ansehen, bevor ich weiterfahre.“

„Weiter wohin?“, frage ich, und meine Stimme klingt viel interessierter, als ich es beabsichtige.



„Italien“, sagt er.

Im ersten Moment denke ich, ich habe mich verhört.
„Wie bitte?“

„Ich werde in diesem Floß aus komplett recycelten Materialien bis nach Italien fahren. Es ist eine Fundraising-Kampagne für eine Umweltschutzorganisation. Ich habe meine eigene Facebookseite, Sponsoren und jede Menge Follower auf Instagram. An manchen Anlaufstellen kriege ich Besuch von Leuten, die sich das Floß genauer ansehen oder die Aktion erklären lassen wollen. Manchmal kommen auch Journalisten. Ich werde fast die ganzen Ferien unterwegs sein.“

„Wow.“ Nun bin ich wirklich beeindruckt. „Und was sagen deine Eltern dazu?“ Er mag etwas älter sein als ich, aber mit Sicherheit noch nicht volljährig.

„Mein Vater hat mit mir dieses Floß gebaut“, sagt er. „Er hat mich auf meine erste Greenpeace-Demo mitgenommen, als ich drei war. Er ist Meeresbiologe und arbeitet derzeit auf einer Station im Mittelmeer. Meine Mutter ist Professorin an der Uni. Soziologie. Manchmal macht sie sich Sorgen, aber hauptsächlich findet sie cool, was ich mache.“

„Wow“, wiederhole ich. Was es wohl für ein Gefühl ist, so tolle Eltern zu haben? Korrigiere, so einen tollen Vater? Ich habe selbst eine ziemlich tolle Mutter, auch wenn wir öfter mal aneinanderkrachen. Vielleicht wäre sie jetzt auch Professorin für Soziologie, wenn sie nicht mit achtzehn ein Kind gekriegt hätte.

Was es wohl für ein Gefühl ist, den Satz „Mein Vater ist Meeresbiologe und hat mit mir dieses Floß gebaut“ zu sagen? Ich schätze, ein ziemlich gutes.

